

(Nachdruck verboten.)

80]

## Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Mergö.

Fris haßte die Kinder. Aber er liebte diese vierschrötigen Gesänge, an denen sich die ganze Klasse zu verheben schien, während er selbst sie mit steifem Arm deichseln konnte. Und wenn es so ging wie heute, konnte er ganz vergessen, daß da Kinder waren und sich diesem endlosen Aufmarsch hingaben, in dem eine Kolonne nach der anderen an ihm vorbeidesfilirte — im Taktschritt des Rhythmus. Es waren auch keine Gesangverse, es war ein mächtiger Aufmarsch, einer der starken des Lebens; darunter spann sich in einem endlosen Ton alles das hin, woran Fris im Leben zu kurz gekommen war. Deswegen nidte er so glücklich und der kräftige Taktschritt umwogte ihn wie ein Dank des Heeres, ein Ave Cäsar.

Er saß über die dritte Beilage der „Berlingsken Zeitung“ gebeugt, aber er las nicht; die Augen hielt er geschlossen, der Kopf bewegte sich leise im Rhythmus.

Die Kinder plapperter unaufhaltsam darauf los, sie atmeten kaum, sie waren beinahe hypnotisiert von dem monotonen Wortstrom. Es erinnerte an die Gänse, die von dem Fuchs Erlaubnis bekommen hatten, ein Gebet zu beten, ehe sie gefressen wurden und die nun in das Unendliche beteten. Als alle drei Gesänge zu Ende waren, fingen sie von selbst wieder von vorn an. Die Mühle ging immer lauter, sie traten den Rhythmus mit den Füßen und es gestaltete sich zu mächtigen Kolbenschlägen, zu einem förmlichen Gedröhn! Fris nidte mit, so daß ihn der lange Haarbüschel ins Gesicht schlug; er geriet in Ekstase wurde mit fortgerissen, so daß er nicht ruhig auf dem Stuhl sitzen konnte.

Und wenn die Welt voll Teufel wär,  
Und wollt' uns gar verschlin-gen,  
So fürchten wir uns nicht so sehr,  
Es muß uns doch gelin-gen.

Es klang wie eine Stampfmühle, einige schlugen mit den Tafeln auf die Tische, andere benutzten den Ellenbogen und stießen damit auf die Platte. Fris hörte es nicht; er hörte nur den mächtigen Takt — der heranrückenden Heerscharen.

Der Fürst dieser Welt,  
Wie sauer er sich stellt — —

„Put! Put!“ — Das Ganze stand mit einem Schlage still, die ganze Schule saß da und hielt sich die Nase zu: „Put! Put!“

Fris sank von seiner Höhe herab, so daß es ihn durchschauerte. Er öffnete die Augen und begriff schmerzlich, daß er sich wieder hatte überrumpeln lassen. „Ihr Satansjungen, Ihr Höllengezücht!“ — Er stand brüllend mitten zwischen ihnen, den Rohrstoß in der Hand. „Wer? Wer?“ fragte er wutentbrannt. „Bist Du es, Worten?“

Worten fing an zu weinen, ganz naturgetreu, und murmelte etwas, daß er sich so was nich bieten lasse — sein Vater würd woll mit dem Herrn Lehrer reden.

„Peter, Marta!“ fauchte Fris. Ein Junge und ein Mädchen standen auf und gingen an, die Reihen hinunterzugehen und die Rücken zu beschneffeln, um den Schuldigen zu finden. Das Ganze war jetzt in der Auflösung begriffen, rings umher brach Schlägerei aus; die Mädchen waren die Ärgsten; sie kreischten und klagten sich gegenseitig an. Fris schlug auf sie ein.

Er versuchte, sie wieder unter den Bann des Herleierens zu zwingen. „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ rief er, alles übertäubend; aber sie bissen nicht an — die Satansgören! Dann schlug er blindlings zwischen sie; er wußte, daß sie so ungefähr alle gleich viel taugten und nahm es nicht so genau damit, wo er traf. Die Langhaarigen packte er beim Schopf, zog sie über den Tisch und prügelte drauf los, bis der Rohrstoß zerfaserte. Auf diesen Augenblick hatten die Jungen gewartet; sie hatten den Rohrstoß am Morgen selbst mit Bewieteln eingerieben, und die herausforderndsten von ihnen hatten aus Anlaß des Tages mehrere Paar Sosen an,

Als der gebrochene Klang erzählte, daß sich der Rohrstoß in Auflösung befand, brach die ganze Schule in einen ohrenbetäubenden Jubel aus. Fris hatte das Gewehr in den Graben geworfen und ließ sie toben: er ging im Mittelgang auf und nieder wie ein krankes Tier, die Galle brannte ihm bis in den Hals hinein. „Verdamnte Gören!“ fauchte er. „Höllengezücht! — Ach, so fest Euch doch jetzt hin, Kinder!“ Das kam so drollig rührend mitten zwischen all dem anderen, das mußte nachgeächst werden.

Pelle saß ganz unten in der Ecke; er war noch ziemlich unerfahren in bezug auf das Ganze, tat aber sein Bestes. Pöblich stand er oben auf dem Tisch und tanzte auf Socken. Fris staarte ihn so sonderbar an, Pelle fand, er gleiche Vater Lasse, wenn ihm alles schief ging — und froch beschämt herunter. Es hatte übrigens niemand seine Geldentat beachtet, sie war zu gewöhnlich.

Das Ganze war ein ohrenbetäubendes Durcheinander, und aus dem Strudel heraus flog hin und wieder ein boshafter Ausruf. Woher die kamen, war schwer zu unterscheiden, aber sie trafen Fris sämtlich, so daß er zusammenzuckte. Der Fehltritt der Jugend, der jenseits des Wassers vor fünfzig Jahren begangen war, stand hier wieder auf aus den Mündern dieser unwissenden Kinder, zugleich mit einigen seiner besten Handlungen, die so uneigennützig gewesen waren, daß die Gegend sie auf das allererschlimmste auslegen mußte. Und als wenn das nicht genug sei — aber st! — er schluchzte.

„St! St!“ — Henrik Bødker, der dickste Junge den ganzen Schule, stand auf der Bank und zischte drohend. Die Mädchen vergötterten ihn und wurden sogleich ruhig, einige von den Jungen wollten nicht Order parieren, aber als Henrik die geballte Faust gegen das eine Auge hielt, beruhigten auch sie sich.

Fris ging im Mittelgang auf und nieder wie ein Vergnadigter; er wagte nicht aufzublicken, aber alle konnten sehen, daß er weinte. „Es ist unrecht!“ sagte eine Stimme halb laut. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, es herrschte Totenstille in der Klasse. „Zwischenstundel!“ sagte dann eine befehlende Knabenstimme — es war Nilens. Fris nidte schwach und sie stürmten hinaus.

Fris blieb eine Weile zurück, um sich zu sammeln, er ging auf und nieder, die Hände auf dem Rücken und schluckte schmer; er war im Begriff, seinen Abschied zu nehmen. Jedesmal, wenn die Sache so recht schief ging, nahm Fris seinen Abschied, und wenn er sich ein wenig beruhigte hatte, schob er es hinaus, bis das Frühlingseramen überstanden sein würde. Er wollte nicht auf diese Weise abgehen, wie eine Art Bankrott. Gerade diesen Winter hatte er gearbeitet wie nie zuvor, damit sein Abgang wie eine Art Bombe wirken mußte und sie den Verlust so recht empfinden sollten, wenn er erst abgegangen war. Wenn das Examen abgehalten wurde, wollte er das Gesangbuch vor vorne an im Chor auftragen lassen — ganz von vornean. Einige von den Kindern würden schnell abfallen, aber es waren auch mehrere darunter, denen er im Laufe der Zeit den ganzen Inhalt eingepaukt hatte. Schon lange, ehe sie verjagten, würde der Pfarrer die Hand abwehrend erheben und sagen: „Es ist genug, mein lieber Küster, es ist genug!“ und ihm bewegt danken, während die Schulkommission und die Eltern die Köpfe flüsternd zusammensetzten und sich vor Bewunderung bekreuzigten.

Und dann war der Zeitpunkt da, wo er abgehen konnte!

Die Schule lag am Ausgang des Fischerdorfes, und der Spielplatz war der Strand. Wenn die Jungen nach einigen Stunden Schulunterricht herausgelassen wurden, glichen sie dem Jungvich, das nach dem langen Winter zum ersten Male draußen ist. Sie fuhren wie kreuzende Schwalben nach allen Richtungen hin, stürzten sich über den frischen Wall aus Plasentang und peitschten sich gegenseitig mit den salzig-süßesten Pflangen um die Ohren. Pelle war gerade nicht entzückt von dem Spiel, die scharfen Pflangen brannten gehörig, und an einigen von ihnen hingen festgewachsene Steine. Aber man durfte sich nicht ausschließen, das lenkte sofort die Aufmerksamkeit auf einen. Es galt mit dabei zu sein und doch nicht teilzunehmen, sich klein und groß zu machen, je nach den Bedürfnissen des Augenblicks, so daß man bald ungesehen

War, bald abschreckend wirkte. Er hatte genug damit zu tun, sich zu winden und ein und aus zu schlüpfen.

Die Mädchen hielten sich in der Nähe der kleinen Häuser auf. Vor hatten sie immer ihre Zuflucht. Sie standen da und schaukerten und verzehrten ihr Butterbrot; die Knaben aber kreiften über den Platz wie Schwalben und zielloses Laub. Dort an der Klettermaschine stand ein großer Junge zusammengekauert, er hält die Ärmel verdeckend vor das Gesicht und stand da und faute. Ihn umwirbelten sie in heftigem Lauf, während bald der eine, bald der andere den Kreis um ihn enger und enger zog. Der Kosod, der Heulpeter, sah aus, als segele die Welt unter ihm, er klammerte sich an die Kletterstange und verbarag das Gesicht. Wenn sie dicht an ihn herangekommen waren, stimmten sie ein Gebrüll an; dann schrie der Junge ängstlich, wandte das Gesicht nach oben und brüllte langgezogen. Hinterher kriegte er dann all das Butterbrot, daß die anderen nicht essen mochten.

Der Heulpeter aß immer und brüllte immer. Er war ein Armhäuslerkind ohne Vater und Mutter, groß von Wuchs war er, aber so wunderbar blaugefrostet von Farbe. Die Augen standen ihm aus dem Kopf, gleichsam hange vor dem Leben, darunter hingen dicke Tränenbeutel. Bei dem geringsten Geräusch zuckte er zusammen. Die Angst redete beständig aus ihm! Die Jungen taten ihm eigentlich niemals wirklich etwas, aber sie schrien und duckten sich, sobald sie an ihm vorüberkamen — es war zu verlockend. Dann schrie er auch und duckte sich vor lauter Angst. Die Mädchen konnten auf den Einfall kommen, hinzulaufen und ihn zu zwicken, dann schrie er sinnlos, und sie wußten, daß er vor Angst Wasser ließ. Hinterher bekam er Butterbrot von allen Kindern; er aß alles auf, brüllte und sah noch ebenso verkommen aus.

Es war gar nicht zu verstehen, was ihm fehlte. Zweimal hatte er einen Versuch gemacht, sich zu erhängen, ohne daß jemand den Grund hätte nennen können — am allerwenigsten war er sich selbst klar darüber. Und ganz dumm war er doch auch nicht. Lasse meinte, er sei hellseherisch und sähe Dinge, die andere nicht sehen konnten, so das ihn das Leben selbst und das Atmen beängstigten. Wie dem auch sein mochte, Belle dürfe ihm um keinen Preis etwas tun, nicht um alles in der Welt.

Der Knabenschwarm hatte sich nach dem Strande hinabgezogen, und plötzlich warf er sich über Henrik Bödker mit dem kleinen Nilen an der Spitze. Er wurde umgeworfen und ganz unter der Schar begraben, die in einem zappelnden Hausen über ihm lag und geballte Fäuste herunterbohrte, wo sich eine Desjnung blicken ließ. Aber dann gingen ein paar Fäuste an, stoßend aufwärts zu gehen, tju, tju, gleich Maschinenfolben. Die Jungen rollten nach allen Seiten und hielten die Hände vor das Gesicht, Henrik Bödker schoß gerade aus dem Hausen heraus und schlug blindlings um sich. Nilen hing ihm noch wie ein Igel im Nacken, Henrik mußte seine Bluse zerreißen, um ihn abzuschleudern. Belle schien es, als werde er übermächtig groß, wie er da stand, er leuchtete nur ein wenig — und nun kamen die Dirnen, sie hesteten seine Bluse mit Nadeln zusammen und gaben ihm Brustzucker. Zum Dank faßte er sie bei den Köpfen und band sie zusammen, vier, fünf Stück, so daß sie nicht wieder auseinanderkommen konnten. Sie standen still und fanden sich geduldig darein. — hingen nur mit hingebenden Blicken an ihm.

Belle hatte sich in den Kampf hineingemengt und einen Fußstoß abgetriegt. Aber er trug es ihm nicht nach. Hätte er ein Stück Brustzucker gehabt, er würde es, ebenso wie die Mädchen, Henrik Bödker gegeben und eine unsanfte Behandlung von ihm hingenommen haben. Er vergötterte ihn. Er maß sich selber mit Nilen, dem kleinen blutdürstigen Nilen, der keine Furcht kannte und so rücksichtslos beim Angriff war, daß die anderen ihm aus dem Wege gingen! Er war immer da, wo die Schar am dichtesten war, stürzte überall in das Schlimmste hinein und kam immer gut davon. Belle untersuchte sich selbst kritisch, um Ähnlichkeitspunkte zu finden und fand sie — in seiner Verteidigung von Vater Lasse im ersten Sommer, wo er einem großen Jungen einen Bruch stieß und in dem Verhältnis zu dem bösen Stier, vor dem er nicht die Spur bange war. Aber in anderen Punkten versagte er — er war graulich im Dunkeln und ängstigte sich vor einer Ohrfeige! Nilen konnte keine, die Hände in den Taschen, hinnehmen. Es war dies Belles erster Versuch, einen geordneten Ueberblick über sich selbst zu gewinnen. **Fris war landeinwärts gegangen, wahrscheinlich zur**

Kirche; insfolgedessen währte die Pause mehrere Stunden. Die Jungen gingen an, sich nach einem anhaltenderen Zeitvertreib umzusehen. „Die Döfen“ gingen in die Schulstube und gingen an, Spektakel auf Tischen und Bänken zu machen, die „Malquabben“ aber hielten sich am Strande. „Döfen“ und „Malquabben“, das war das Land und die See im Kampf miteinander, Trennung trat bei jeder ernstern Gelegenheit zu tage, oft entstanden ganze Schlachten daraus. (Fortsetzung folgt.)

## Ansiedler-Geschichten aus Nordland.

8) Von Andreas Haukland.

### Lemming.

Als die Sonne nun über das ganze Gebirge leuchtete, und die Strahlen in all den blanken Rücken glitzerten und glitzerten, daß der ganze Abhang wie von bebenden Goldschuppen bedeckt schien, da konnte er nicht ruhig stehen. Während seine blauen Augen funkelten, deutete er mit den beiden ausgebreiteten Armen ins Weite.

„Nein, — seht Nein — seht!“ sagte er.

Und seine Stimme jubelte.

Die beiden wandten sich nach ihm um. Und als sie ihn anblickten, überkam sie ein kaltes Gefühl davon, daß ein ungeheurer Abstand zwischen ihnen und ihm bestände. Sie stellten sich unwillkürlich dicht nebeneinander. Und es durchzuckte sie ein böses Gefühl, einen Fremden bei sich zu haben.

Aber er merkte es nicht. Sah nur immer die kleinen tagscheuen Tierchen an, die in dem blanken Sonnenschein wimmelten und wimmelten, denn sie fanden kein Versteck.

„Kommt!“ sagte Steinar.

Und sie begannen zurückzugehen.

Mit dem Vater an der Spitze gingen sie, ein seltsamer Gang, wie ein Lauf, mit gekrümmten Knien und kurzen Sprüngen von Hügel zu Hügel.

Gegen Abend sahen sie die blauende Tiefe, wo die Hochebene zum Tal abstürzte.

Da blieb Orm plötzlich stehen.

„Vater!“ rief er und deutete auf eine Scheune draußen auf einer der Heuwiesen.

Sie blieben alle drei stehen und blickten dort hin.

Etwas Dunkles und Behaartes lag flach an der Scheunenwand.

„Das ist der Dösel!“ sagte Brynjulv und seine Stimme gellte bei der Entdeckung.

„Da ist auch ein Bär!“ sagte Steinar und fühlte nach dem Messer.

Ganz langsam gingen sie näher. Ihre Augen hingen gespannt an den Tieren neben der Scheunenwand.

Als sie so nahe kamen, daß sie die beiden deutlich sehen konnten, bemerkten sie, daß Dösel und Bär wie leblos dicht beieinander lagen. Jetzt wagten sie sich ganz vor.

Da lag der Dösel, in die Knie gesunken, leblos, einen großen Bären auf die Hörner gespießt, getötet. Die Männer standen lange und durchlebten in Gedanken den Kampf wie er sich abgespielt hatte: Der Bär warf sich auf den Dösel. Und der Dösel wehrte ihm mit seinen Hörnern und spießte ihn gegen die Scheunenwand. Und dort blieb der Dösel stehen und hielt den Bären fest, bis er selbst leblos zusammenbrach. Seine Hufen hatten sich tief in die steinige Erde gewühlt. Die ganze Scheunenwand war blutbespritzt. Und alle Haut war dem Dösel vom Nacken gefest worden. Die Junge hing ihm zum Halse hinaus. Und seine Augen waren ihm fast aus den Höhlen geronnen.

Steinar streichelte ihm die Seiten und sein Blick war bewegt und zärtlich, als wäre es ein Kampfgenosse, den er eben verloren. Gemeinsam schleppten sie dann die beiden Tiere in die Scheune und schloffen sie zu.

Dann begaben sie sich zum Tale hinab, um nachher mit Pferden zurückzukehren und die Tiere abzuführen und in Stücke zu schneiden und sie auf dem Pferderücken zum Hofe zu führen.

Es kam, wie Steinar gedacht hatte. Nach wenigen Tagen waren die Ebenen oben im Gebirge, wo er zu mähen pflegte, abgenagt und schwarz.

Er begann also, die Wiesen um den Hof zu mähen, obwohl sie noch lange nicht so weit waren. Es galt zu retten, was zu retten war.

Der Viehstand wurde ins Tal hinabgetrieben und mußte für den Rest des Sommers dort umhergehen und auf dem Abhang unter den steinigen Felsen und auf den kleinen grasbewachsenen Lichtungen im Walde weiden. Das war schmale Kost im Vergleich zu den endlosen Grasplätzen auf den Bergen. Sie gaben weniger Milch und wurden dünner.

Steinar sah mit Grauen dem Winter entgegen, da er einen mageren Viehstand in die Ställe treiben würde. Und mit fast leeren Scheunen.

Er mächte jeden Fleck, auf dem eine Sense geführt werden konnte. Er kletterte zwischen dem Steingeröll umher und schnitt das hohe Niedgras, das in den Spalten wuchs. Und er watete in die Gewässer drinnen im Walde und raffte die Winzen und den vielgliedrigen Schachtelhalm nieder und holte es an den Strand.

Er mächte sich mit seinen Söhnen bis in den Spätherbst hinein.

Sie lagen nebeneinander und krabbelten in den Abhängen und Einöden umher und rissen mit den Händen das fette nasse Gras aus, das dort wuchs, wo das Wasser zwischen Sand und Steinen hindurchsickerte. Ja, sie kletterten bis in die höchste Steinwüste hinauf und rissen das saftige großblättrige Wärgengras nieder und trugen es in schweren Lasten hinab, auf Pfaden, so steil, daß sie sonst aus Besorgnis um Leib und Leben nie betreten hätten.

Und als alles Gras zusammengerafft war, daß kaum ein Stalm mehr zu finden, da banden sie die Sichel an lange Stangen. Und dann begannen sie jede Birke und jede Esche und jede Fichte des Abhanges zu entlauben.

Und im Spätherbst gingen sie ins Gebirge mit ihren Rechen und rissen das Renntiermoos in großen Fellen los und häuften Fellen auf Fellen zu kleinen Fuhren, um sie dann im Winter herunterzuholen und das Moos mit dem knappen Futter zu mischen.

Als der erste Schnee fiel und das Vieh zum Hofplatz zurückkehrte, den Rücken zu einem Bogen gekrümmt und die Haare vor Kälte gestäubt, und stehen blieb und brüllend Einlaß verlangte, da sah Steinar keinen anderen Ausweg, als seine halbe Herde zu schlachten.

Und trotzdem mußte er den ganzen Winter hindurch Birkenreifer abhauen, Tannennadeln und Rinde für die Kühe abschaben und den Schafen hineinhängen.

Als er im nächsten Frühjahr seinen abgemagerten Viehstand hinausließ, da keimte das Gras so spärlich auf den Feldern, daß er die Halme zählen zu können meinte. Und wo er ging, lag das Moos in losen Fellen und Haufen auf der abgenagten schwarzen Erde.

Aber hinter jedem Stein und jeder Bodenerhöhung schrie ein zorniges, jammerndes Tier. Das waren die Nachzügler, die hier im Lauf innegehalten hatten, als das alles verwüstende Meer weiter zog, unaufhaltsam vorwärts, bis es zum Meere kam und ertrank, daß der Strand meilenweit von verwehenden kleinen Tierleichen bedeckt war.

Er trat die bösen Teufel mit Füßen, wo er sie hinter Stein und Hügel fand. Und sie wichen nicht. Sie bissen sich in den Schuh fest, als wollten sie ihn fressen. Ja, wische auch nicht vor einem rollenden Wagenrade zurück. Sie saßen trotzig da und hieben ihre Zähne in das Rad, ehe sie zerquetscht wurden.

Aber sie verschwanden nach und nach.

Und im folgenden Jahre waren sie ganz fort. Da atmete er erleichtert auf und wußte, daß er sieben Jahre Frist hatte. Vorher regneten keine neuen Scharen vom Himmel herunter oder troffen mit dem Nebel dicht wie Tau auf das Gebirge hinab.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Stand der Photographie in natürlichen Farben.

Das Problem der Photographie in natürlichen Farben bleibt für weitere Kreise doch immer der interessanteste Teil der Photographie. Daß die gewöhnliche einfarbige Photographie in ihrer jetzigen Vollendung (man ist schon imstande bei nächtlicher Beleuchtung Aufnahmen von wenigen Sekunden Belichtung zu machen) auch nicht der Wunder kleinste ist, kommt uns kaum noch zum Bewußtsein, so haben wir uns daran gewöhnt. Aber gerade die Schwierigkeiten die sich der photographischen Wiedergabe der Naturfarben entgegenstellen, reizen uns. Und als im Sommer 1907 die Gebr. Lumière durch ihre Autochromplatte das Problem, wenn auch nicht im streng wissenschaftlichen Sinne, doch in für viele Fälle brauchbarer Form lösten, erregte dies in weitesten Kreisen ungeheures Aufsehen, und die Bestellungen auf Autochromplatten übertrafen noch lange Zeit die Herstellungsmöglichkeit um das Mehrfache.

Der Erfolg der Autochromplatte veranlaßte natürlich viele Erfinder mehr oder weniger originelle Nachahmungen oder Neuerungen der Mittwelt anzukündigen, aber nur die wenigsten davon haben es auch nur so weit gebracht, in Proben an Interessenten verkauft zu werden, geschweige denn in den Handel zu kommen. Der Grund ist wohl zumeist darin zu suchen, daß die Erfinder eben nicht imstande waren, einen geglückten Laboratoriumsversuch in die Fabrikation zu übertragen, eine Schwierigkeit, die in der photographischen Praxis eine besonders große Rolle spielt, und die der erfindnerische Geist der Gebr. Lumière — in allerdings mehr als dreijährigen Versuchen — glücklich überwand.

Die Grundlage der Farbenphotographie — soweit sie bis jetzt praktische Anwendung gefunden hat — ist die Tatsache, daß sich jede Farbe aus drei Farben des Regenbogens zusammensetzen läßt, näm-

lich zinnoberrot, gelbgrün und ultramarinblau. Die Farbe, wo der zu photographierende Körper zeigt, muß nun in ihre drei Bestandteile (die Grundfarben) zerlegt werden. Dies kann geschehen, indem man vor die Platte ein farbiges Glas einbaut, das nur Strahlen in einer der Grundfarben auf die Platte gelangen läßt. Man muß dann natürlich drei Aufnahmen machen, und die Abzüge von den so erhaltenen Platten in bestimmter Weise übereinander legen, um ein farbiges Bild zu erhalten. Das ist ein sehr umständliches Verfahren und ist wohl nur von ganz wenigen Amateuren ausgeübt worden. Welche schönen Resultate es indessen in geübten Händen ergeben kann, hat Miethe gezeigt.

Die Gebr. Lumière vereinfachten das Verfahren nun ganz bedeutend, indem sie es möglich machten, alle drei Aufnahmen auf eine Platte zu bringen. Dies wird erreicht dadurch, daß zwischen der lichtempfindlichen Schicht und der Glasplatte eine Schicht von äußerst feinen Stärkekörnern angeordnet ist, die in den drei Grundfarben zinnoberrot, gelbgrün und ultramarinblau gefärbt und bunt durcheinander gemischt sind. Diese Körner besorgen die Zerlegung des ankommenden Lichtes in die drei Grundfarben. Die Lichtstrahlen, die beispielsweise von einer zinnoberroten Blume ausgehen, werden nur von den roten Stärkekörnchen durchgelassen, und nur hinter diesen kann das Bromsilber der lichtempfindlichen Schicht sich beim Entwickeln schwärzen. Dasselbe ist bei den Strahlen, die von den grünen Blättern ausgehen, der Fall, hier werden durch die schwarzen Stärkekörner die grünen Stärkekörner zugebedt. Wenn man eine solche entwickelte Autochromplatte in der Durchsicht betrachtet, bleiben gerade die Farben, die dem photographierten Gegenstand entsprechen, unsichtbar, das Bild erscheint in den entgegengesetzten (komplementären) Farben. Durch einen weiteren chemischen Prozeß wird nun das entwickelte Bild umgekehrt, so daß es die Farben richtig wiedergibt.

Die Vorbedingung dieser ganzen Prozesse ist aber eine gute, farbenrichtige (orthochromatische) Platte, das heißt eine Platte, die die Farben in denselben Werten wiedergibt, wie sie dem menschlichen Auge erscheinen. So ist z. B. unser Auge am empfindlichsten für ein bestimmtes helles Gelb, dies ist für uns die hellste Farbe. Eine Platte, die zur Farbenphotographie dienen soll, muß also dieses Gelb auch heller wiedergeben, als jede andere Farbe. Das fällt aber der gewöhnlichen photographischen Platte gar nicht ein, ja noch mehr, sie ist geradezu farbenblind. Während das Auge des Maximum der Empfindlichkeit im Gelb hat, hat sie es im dunkelsten Blau, ja schon im Violet. Für Gelb, Rot, Grün, alles sehr helle Farben, ist sie aber überhaupt ganz unempfindlich. Erst verhältnismäßig spät hat man gelernt, diesen schweren Fehler zu beheben, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, indem man der lichtempfindlichen Schicht bei der Herstellung gewisse Anilinfarben zusetzte oder die fertige Platte in einer solchen Farblösung badete. Es gibt heutzutage im Handel eine ganze Anzahl solcher orthochromatischer Platten, indes nicht allzuvielle wirklich gute Marken. Die Plattenfabrikation ist an und für sich schon ein sehr schwieriges Geschäft, sie verlangt größte Sorgfalt und Sauberkeit; bei Herstellung orthochromatischer Platten trifft das alles aber noch in erhöhtem Maße zu. Noch schwieriger ist die Herstellung „panchromatischer“ Platten, das sind Platten, die auch eine gewisse Empfindlichkeit für Rot besitzen, die den orthochromatischen Platten abgeht. Panchromatisch heißt soviel wie — für alle Farben empfindlich —, das ist natürlich ebenso eine Uebertreibung wie orthochromatisch, die Platten sind immer noch für Blau bedeutend empfindlicher als für Gelb oder gar dunkles Rot, ganz unempfindlich sind sie alle für das dunkle Grün des sommerlichen Laubes. Die übergroße Blauempfindlichkeit kann man indessen unschädlich machen, indem man vor der Platte oder auf dem Objektiv ein gelb gefärbtes Glas anbringt, das einen Teil der blauen Strahlen verschluckt, wodurch die Farbenwiedergabe richtiger wird.

Bei der Photographie in natürlichen Farben kommt natürlich nur eine Platte in Betracht, die alle Farben nach Möglichkeit richtig wiedergibt, also eine panchromatische, mit genau passend abgestimmtem Selbstfilter. Es ist nun nicht das geringste Verdienst der Gebr. Lumière, daß sie es fertig brachten, eine stets gleichmäßig farbenempfindliche Platte herzustellen, das ist unerlässlich, denn wenn die Platten heute für die und morgen für jene Farbe empfindlicher sind, müßte das Bild in der Farbenwiedergabe stets falsch sein, und niemand würde die Platte benutzen.

Die Konkurrenzfabrikate der Autochromplatte gehen nun allesamt davon aus, das unregelmäßige „Farbraaster“, das die Stärkekörnchen bilden, zu ersetzen durch ein regelmäßiges Raaster aus roten, blauen und grünen Linien, die mittels irgend eines Druckverfahrens auf die Platte aufgetragen werden. Daß das unregelmäßige Kornraaster nichts schadet, beweisen die zahlreichen, prächtigen Autochromaufnahmen, die Konkurrenzfabrikate leiden dagegen allesamt an dem Uebelstand, ein zu großes Raaster zu haben. Es gelingt kaum mehr als 20 Linien pro Millimeter aufzubringen, während von den Stärkekörnchen, die einen Durchmesser von etwa ein Hundertstel Millimeter haben, zirka 90 auf den Millimeter gehen. Zum Teil wird das aber wieder dadurch ausgeglichen, daß immer ein häufiges Stärkekörner von einer Farbe beieinander bleibt.

Das neueste Material zur Farbenphotographie sind die Farbfilms der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz. Bei diesen Films besteht der von R. Krahn erfundene Raaster aus parallelen roten Streifen, von 0,5 Millimeter Breite, die in Abständen von 0,15 Millimeter laufen. Die dazu im Winkel von 45 Grad laufenden grünen und violetten Linien haben gleiche oder

etwas größere Breite. Der Film liegt bei der Aufnahme in einer Klappschale aus schwarzer Pappe, die als Deckel die Selbstscheibe enthält, eine recht praktische Anordnung. Auch hier entsteht zuerst ein Bild in den Komplementärfarben, das aber im Gegensatz zu allen anderen Fabrikaten dieser Art nicht chemisch umgekehrt wird. Vielmehr wird der Film wie jede andere photographische Platte fixiert und getrocknet, und dann erst auf einen zweiten Film derselben Art kopiert, wobei durch den gleichen Vorgang wie bei der Aufnahme die richtige Farbe entsteht. Diese Kopierbarkeit ist eine große Annehmlichkeit des Verfahrens, da man so von einer Aufnahme beliebig viele Abzüge herstellen kann. Die Filme sind in der Farbenwiedergabe recht gut, sie weisen allerdings noch vielfach kleine Fabrikationsfehler auf, die aber hoffentlich im Großbetriebe verschwinden werden. Sobald die lichtreichere Jahreszeit herankommt, werden sie sicher eifrig benutzt werden.

zweiten von Unternehmern dortiger Hazardspiel-Banken (Roulette, Passarat etc.) veranstaltet. Als die sozialdemokratische Partei in Belgien nach dem Tode des Königs Leopold die Abschaffung der Spielbank in Ostende durchgesetzt hatte, ließen sich die Unternehmer in San Sebastian und San Remo nieder. Um die Existenz der neuen Spielbanken besamt zu machen, werden die internationalen Schachturniere dort jetzt veranstaltet.

### Kleines feuilleton.

Die Pestbedrohung Europas. Im Hinblick auf den außerordentlich gesteigerten Verkehr mit Ostasien und namentlich seit Eröffnung der transsibirischen Eisenbahn erhält die Pestgefahr für Europa ein ganz anderes Angeficht, als dies noch vor 10 oder 20 Jahren der Fall war. Durch das lange Nichtauftreten der Pest in Europa war man zu der Ansicht gelangt, daß diese Krankheit in zivilisierten Ländern nicht mehr Fuß fassen könne. Sie war bis zum Jahre 1894, in dem sie begann, weitere Ausbreitung zu erlangen, nur in drei räumlich weit voneinander getrennten Gebieten vorhanden. Einer dieser Herde lag in Zentralchina. Er ist seiner geographischen Ausdehnung nach der bedeutendste, denn seine Ausläufer erstrecken sich bis zur Mandschurei. Da die Pest eine gemeinsame Gefahr für alle Kulturländer darstellt und nur durch gemeinsame Abwehr erfolgreich bekämpft werden kann, haben die beteiligten Länder bekanntlich in Venedig ein Uebereinkommen getroffen zur Beaussichtigung des Schiffsverkehrs. Man hat an allen großen Hafensplätzen Hafensärzte stationiert, die die anlaufenden Schiffe auf ihren Gesundheitszustand zu prüfen und ihre Aufmerksamkeit besonders auf das Vorkommen pestverdächtiger Erkrankungen unter der Besatzung und den Ratten zu richten haben. Diese Maßnahmen sind 1905 von gutem Erfolg begleitet gewesen. Bei diesen Visitationen sind in Hamburg z. B. mehrere Schiffe gefunden worden, die Peststrahlen an Bord hatten. Hätte eine derartige Untersuchung nicht stattgefunden, so würde der Ausbruch einer Epidemie die unausbleibliche Folge gewesen sein. Jeder vorkommende Pestfall muß den beteiligten Mächten mitgeteilt werden.

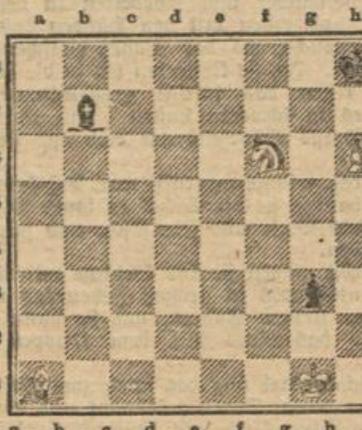
In Deutschland wird die rechtzeitige Erkennung der Pest gewährleistet durch strenge Handhabung der Anzeigepflicht auch bei verdächtigen Fällen und Sicherstellung der Diagnose durch Errichtung zahlreicher Pestlaboratorien. Nach Feststellung der Pest kommt Isolierung der Kranken und Verdächtigen in Betracht, Desinfektion der Wohnung usw. Als gesetzliche Grundlage dieser Maßnahmen dient das Reichsseuchengesetz. Es ist nun zweifelhaft, ob die gebräuchlichen Maßnahmen genügen. Die Pest von den Grenzen Europas fernzuhalten. Es fragt sich daher, ob es nicht an der Zeit wäre, sofort wieder eine internationale Konferenz zu berufen, die die gegen das Vordringen der Pest zu erlassenden außerordentlichen Maßnahmen zu beraten hätte. Es läme in Betracht die Abfendung einer europäischen Vernetzungsmission nach Ostasien, die die Bekämpfung an Ort und Stelle zusammen mit den einheimischen Ärzten und Behörden in die Hand zu nehmen und die dort getroffenen Maßnahmen auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen hätte. Denn, was nützt es, wenn wir hören, daß z. B. die Südmandschureische Eisenbahngesellschaft eine ärztliche Kontrolle der aus dem Norden kommenden Reisenden eingerichtet hat, wenn keine Garantie dafür gegeben ist, daß diese Kontrolle auch sachgemäß ausgeführt wird? Zweifellos ist doch erwiesen, daß die bisher getroffenen Abwehr- und Quarantänemaßnahmen sich als vollständig ungenügend erwiesen haben, um die Weiterverpflanzung der Pest zu hindern. In Frage läme noch, ob nicht die Schutzimpfungen, die sich in Formosa als günstig erwiesen haben und von denen auch in Bombay gute Erfolge gesehen wurden, entsprechend weiter ausgedehnt werden sollen.

### Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.  
Problemlösung von Roy und Rodelforn.

Schachnachrichten. Eine neue halbmonatliche Schachzeitung „Die Schachwelt“ (Verlag von Dr. Bedefind in Berlin, 12 B. jährlich) ist unter Redaktion von J. Nieses und Mitwirkung von Dr. v. Gottschall, Dr. Bertold Lasker und Dr. S. Larrasch entstanden. Die zitierten Namen rechtserfahrenen die Hoffnung, das neue Fachblatt würde an wissenschaftlicher Gründlichkeit die bestehenden Fachblätter (mit alleiniger Ausnahme der „Wiener Schachzeitung“ vielleicht) überflügeln.

Die bevorstehenden internationalen Turniere von San Sebastian und San Remo werden, wie wir uns erkundigt haben, zu Reklameberantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.



In welcher kürzesten Zugzahl kann Weiß am Zuge Matt setzen?

#### Spanische Partie.

Im Juni 1909 in Nürnberg gespielt.

R. Spielmann. Dr. S. Larrasch.

- 1. e2—e4 e7—e5
- 2. Sg1—f3 Sb8—c6
- 3. Lf1—b5 a7—a6

Bei 3. ... Sf6; 4. De2!, a6; 5. Ld4 etc. entstände dieselbe Variante wie in gegenwärtiger Partie.

- 4. Lb5—a4! Sg8—f6

Auf 4. ... Lb4 (!?) ist bis jetzt nur folgende Einwendung bekannt: 5. c3, La5; 6. 0—0, Sg7; 7. d4, e×d4; 8. c×d4, d5; 9. e×d5, D×d5; 10. Lb3!, Dd5; 11. d5, Sa7; 12. Ld2! Der letzte starke Zug von Weiß ist von Dr. Svenonius mit der Fortsetzung 12. ... Lb6; 13. Te1\* angegeben. Jedoch nach 13. ... Lc5; 14. Te5, Lf5 nebst ev. Ld6 etc. ist kein Nachteil für Schwarz ersichtlich. (Statt 13. Te1\* kommt aber Lb4! in Betracht, was noch nicht untersucht worden ist.)

- 5. Dd1—e2 (!?) . . . . .

In unserer Schachspalte als „sehr stark“ empfohlen. Dagegen veröffentlicht Dr. Larrasch die gegenwärtige Partie als angebliche Widerlegung und bezeichnet den Letztzug in seinen Glossen als den „schwächsten“.

- 5. . . . . b7—b5!

Auf 5. ... Lc5? gaben wir 6. L×e6, d×e6; 7. S×e5, Dd4; 8. Sd3 etc. mit Bauerngewinn an.

- 6. La4—b3 Lf8—e5
- 7. a2—a4 Ta8—b8
- 8. a4×b5 a6×b5
- 9. Sb1—c3 . . . . .

Bisher nach unserer Variante.

- 9. . . . . 0—0

Die angebliche Widerlegung von Dr. Larrasch besteht eben in diesem Bauernopfer.

- 10. 0—0 . . . . .

Auf 10. S×b5 gibt Dr. L. „10. ... d6“ mit der Drohung Lg4 und Sd4 an. Jedoch 11. La4! nebst ev. c3 pariert die Drohung und behauptet den Bauer. (Stärkere Angriffschancen wären wohl mit 10. ... d5 zu erlangen. Aber dies kostet schon zwei Bauern: 11. Sc3, Lg4; 12. L×d5, Sd4; 13. Dd3, L×f3; 14. g×f3, Sb5; 15. Se2, S×e2; 16. D×e2, Sf4; 17. Dc4, Dd6; 18. Ta6 etc.)

Falls jedoch Dr. Spielmann auf den Bauerngewinn verzichten wollte, um den Angriff zu behaupten, so war 10. d3! stärker. Nur als Illusion möge z. B. folgende interessante

Benennung dienen: 10. ... d6 (Sd4); 11. Lg5, Lg4; 12. Sd5, Sd4?; 13. L×f6, g×f6; 14. S×d4!, L×e2; 15. Sc6. Weiß gewinnt eine Figur. (Die Dd8 kann nicht ausweichen.)

- 10. . . . . d7—d6
- 11. h2—h3? . . . . .

Ein Fehler, der den Vorteil des Anzugs negiert. Er war mit 11. Sd5!, Lg4; 12. c2 etc. zu behaupten.

- 11. . . . . Sf6—h5
- 12. Sf3×e5 . . . . .

Ein immerhin gemagtes Damenopfer. In Betracht kam auch einfach 12. Td1, Sf4; 13. Df1, g×f1; 13. ... Df6 (Sonst d2—d4); 14. Sd5, S×h3?; 15. Kh2 etc.

- 12. . . . . Sh5—f4
- 13. Se5×e6 Sf4×e2
- 14. Se3×e2 Dd8—e8
- 15. Sc6×b8 Lc8—b7!
- 16. d2—d4? . . . . .

Der Fehler hat jedenfalls einen Bauer ungenügend ersetzt und dem Gegner einen Mutangriff gestattet. Dr. Larrasch betont auch selbst, daß 16. d3! für Weiß „gute“ Remisansichten ergeben hätte.

- 16. . . . . De8×e4
- 17. Se2—f4 Tf8×b3

In Betracht kam auch einfach L×d4!

- 18. d4×c5 g7—g5
- 19. c5×d6? . . . . .

Bedeutend stärker war 19. Ld5!, L×d5; 20. c×d6 nebst ev. Ta1—a3—g3 etc.

- 19. . . . . g5×f4
- 20. f2—f3 De4—d4†
- 21. Tf1—f2 c7—c5!
- 22. c2—c4?? . . . . .

Zum Schluß noch ein grober, ganz unpassender Fehler. Die natürlichste Fortsetzung: 22. c3, D×d6; 23. Ld2 (oder Te2) etc. konnte noch hartnäckigsten Widerstand leisten. So aber geht die Partie sofort verloren.

- 22. . . . . Tb8—e8
- 23. Le1—d2 Dd4×b2
- 24. Ta1—e1 Te8×e1†
- 25. Ld2×e1 Db2×b3
- 26. d6—d7 Db3—d1

Angesprochen. Da Weiß sich so zahlreiche schwache Züge und direkte Fehler hat zuzuschreiben kommen lassen, können wir Herrn Dr. Larrasch nicht darin beistimmen, daß das Ergebnis dieser Partie von Wert sei als Widerlegung des Zuges 5. De2 (!?).